

Jugend

MÜNCHEN 1938 NR. 13
STADT DER DEUTSCHEN KUNST

Preis 40 Pfennig



Die Sehnsucht vieler Geschlechter ist Wirklichkeit geworden!

Lochner



Anton Grath, Wien

Ein Volk zerprengt seine Ketten

Wir alle, die wir diese großen Tage deutscher Geschichte erleben durften, werden sie in unserem Leben niemals vergessen, und unsere Nachkommen werden mit Ehrfurcht in unsere Zeit zurückblicken. Nunmehr hat der deutsche Mensch auf der ganzen Linie gesiegt und erhebt sich triumphierend über seine internationalen Widersacher. Der Weg ist frei zum gemeinsamen Marsch in die große deutsche Zukunft. Adolf Hitler hat uns diesen Weg bis zum Ziel geführt, den in Jahrhunderten Millionen vergeblich beschritten haben.

Für uns München war die Trennung von unseren österreichischen Stammesbrüdern immer besonders schmerzlich. Mit den Bergen der Alpen blickte auch die Grenze in unsere Stadt herein, die uns den Weg in das herrliche Nachbarland versperrten sollte. Diese von internationalen Interessenten errichtete Scheidewand war aber nur das äußere Zeichen für die mit blutigem Terror niedergehaltene Sehnsucht Österreichs nach der Vereinigung mit dem großen deutschen Volke.

Wir sind nun mit den reichsdeutschen Truppen über diese Grenze gezogen und haben das erlebt, was wir seit Jahren wußten und erwartet haben: Einen Aufschrei des Jubels über die endlich erfolgte Befreiung. Es ist heute eine feststehende Tatsache, daß die

Änebelung des österreichischen Volkes während fünf langer Jahre überhaupt nur mit Hilfe der römisch-katholischen Kirche möglich war. So hat es der Bischof von Salzburg wenige Tage vor der nationalsozialistischen Machtübergangung noch für notwendig erachtet, dem Leiter der sogenannten vaterländischen Front in Kufstein mitzuteilen, daß er an seiner vaterländischen Gesinnung zweifeln müßte, wenn dieser nicht sofort eine Demonstration für die Regierung Schuschnigg veranstalten würde. Ein kleines Glied in der endlosen Kette der Beweise für den Kampf der Kirche gegen Deutschlands Einheit und Größe. Wir glauben aber, daß nun der Zeitpunkt nicht mehr ferne liegt, an dem sich die Bischöfe in allen deutschen Ländern klar zu entscheiden haben, ob sie Priester des deutschen Volkes sein wollen oder aber die Repräsentanten einer internationalen politischen Macht.

Der Segen unseres Herrgotts ruht sichtbar auf dem Führer und seinem Wech. Er führt uns alle in eine neue Zukunft, wer heute die Zeichen der Zeit noch nicht versteht, wird beiseite geschoben werden.

Österreicher!

Wir wissen, was ihr gelitten habt!

Wir begrüßen euch mit übervollem Herzen im nationalsozialistischen Großdeutschland! 5. 11. 38.



G. BECKER-
FEDERMANN.



Tiroler Bauern 1810

Franz v. Defregger

DER WEG ZUR EINHEIT

Genau 125 Jahre ist es her, seit das ganze deutsche Volk aufstand, um sich zu einen gegen den gemeinsamen Feind. „Nicht Bayern, nicht Hessen, nicht Mecklenburger, nicht Österreicher, nicht Preußen, nicht Sachsen und nicht Schwaben: Alles, was sich Deutsche nennen darf — nicht gegeneinander, sondern Deutsche für Deutsche!“ So hatte Ernst Moritz Arndt gerufen. Die Ideen Friedrichs des Großen, seine Dichter und Denker hatten dem Deutschen Volke wieder das Bewußtsein seiner selbst gegeben.

„Es ist unmöglich, nicht elektrisiert zu werden, wenn man das Feuer sieht, mit welchem hier das Volk seinem Nationalgeiste Lust macht, welcher bisher unter einer schmachvollen Politik erlärert und unter dem drückenden Joch der französischen Legionen niedergehalten wurde“,

schrrieb der spanische Gesandte in Preußen an seine Regierung. „Wenn ich sage, daß alle Frauen ihren Schmuck bis auf die geringsten Kleinigkeiten zum Opfer brachten, so übertreibe ich nicht. Sämtliche goldene Trauringe wurden auf dem Altar des Vaterlandes niedergelegt und die Regierung tauscht diese Ringe gegen andere um, auf denen steht: Gold gab ich für Eisen.“

Am 10. März stiftete König Friedrich Wilhelm III. das Eisene Kreuz. Am 17. erließ er unter dem Drängen des Volkes den Aufruf an Mein Volk, in dem er den Deutschen die Schmach vordrückt, die sie erlitten und sie zum Entscheidungskampfe aufrief für einen ehrenvollen Frieden oder ruhmvollen Untergang! Der Aufruf fand seinen Widerhall in allen deutschen Ländern. Überall fühlten die Deutschen, daß sie ein Volk seien. Klassen, Standes- und

Stammesunterschiede verschwanden; alle Deutschen von Memel bis nach Wien waren, wie Bayerns Kronprinz Ludwig begeistert sagte, eine große Familie.

Aber was die Freiheitskämpfer ersehnten: Ein Reich aller Deutschen, sollte nicht verwirklicht werden. Während Ludwig I. den Siegern in München das Siegestor baute, während er in Regensburg in der Walhalla der Einheit aller Deutschen einen Tempel errichtete, verhinderte der Partikularismus anderer Fürsten und die Angst vor einer Revolution diese Einheit.

Der größte Feind der Einigung aber war Metternich, der glaubte, gegen den Willen des Volkes die alte dynastische Politik der Habsburger weiterführen zu müssen. Bis ihn vor genau neunzig Jahren — wieder ein symbolisches Datum — am 13. März 1848 der Volkssturm hin-



Die Lautenspielerin

Friedr. Amerling

wegfegte. Aber das reaktionäre Denken in Staaten und Dynastien hatte gegenüber dem jungen nationalen Gedanken, dem es an Organisation und Führung fehlte, doch noch einmal den Sieg davongetragen. Denn auch der Preußenkönig Friedrich Wilhelm IV. hatte die Größe der Stunde noch nicht begriffen, als er glaubte, die Kaiserkrone ablehnen zu müssen, weil sie ihm vom Volke, aber nicht von den Fürsten angetragen war.

Doch der deutsche Zollverein, den Friedrich List 1832 ins Leben rief, und der Norddeutsche Bund waren Stufen, die das Reich vorbereiteten. Am 18. Januar 1871 endlich schmiedete Bismarck das zweite Reich in einmütigem Zusammenstehen der Fürsten, unter dem grenzenlosen Jubel des Volkes. Doch auch der Bundesstaat von damals konnte nicht die endgültige Lösung sein. Je besser eine Einrichtung ist, um so länger hält sie sich. Die Fürstentümer waren damals schon überlebt, denn in England war 1688, in Frankreich 1789 das Volk an die Macht

gelangt. Da die meisten deutschen Fürsten aber in ihren Staaten gute Herrscher waren, hatte ihre dynastische Staatsform die französische Revolution überdauert. Ein Erbe dieser absolutistisch-dynastischen Staatspolitik war die österreichisch-ungarische Doppelmonarchie, ein anachronistisches Staatsgebilde, das dem nationalen Geiste ganz fern stand und der Einigung aller Deutschen äußersten Widerstand entgegensetzte.

Mit der Niederlage des von innen zerlegten Deutschen Reiches im Weltkrieg erst wurden die Fürsten hinweggefegt und auch die Doppelmonarchie zerfiel. Der Weg zur Einigung schien frei; — da machte das Diktat von Saint Germain dem Selbstbestimmungsrecht des deutschen Österreich ein Ende. Die „Großen Demokratien“ stellten ihre Heuchelei wieder einmal unter Beweis, indem sie die Tiroler Volksabstimmung für den Anschluß an Deutschland nicht anerkannten. Das freie Abkommen einer Fokunion zwischen dem Reiche und Österreich wurde ebenfalls im

Keime erstift. Zweimal verhinderten diejenigen, die den Namen der Demokratie im Munde führen, das Volk an der Ausübung seines Selbstbestimmungsrechtes. Statt dessen wurde in Österreich die Herrschaft einer Minderheit errichtet, die man glaubte, mit Hilfe der Kirche aufricht halten zu können. Die Kirche aber arbeitete, wie seit Jahrhunderten, für Zersplitterung.

Doch die Zeit war reif. Die Volkswut wandte sich wie vor neunzig Jahren gegen Metternich, gegen das überlebte Regime eines Schulschneiders, dessen plump injenierter Volksentscheid, der weder geheim noch gleich sein und mit Gewalt erpresst werden sollte, ein Joch auf demokratische Methoden war. Gegen seine internationalen Schergen rief das deutsche Volk in Österreich den Schutz des Deutschen Reiches an. Und des Reiches Führer, Adolf Hitler, ließ seine deutschen Österreicher nicht im Stich. Schon zwölf Stunden später rückten deutsche Truppen unter dem Jubel aller Deutschen und einem

Blumentregen in Oesterreich ein. Ein Reich, ein Volk, ein Führer! erlang es von der Erde bis an den Welt.

Die Vertreter der internationalen Gerechtigkeit und Demokratie hatten nunmehr Gelegenheit, sich dem Jubel des ganzen freien deutschen Volkes anzuschließen. Aber mit einem Male zeigte sich wieder, wie wenig ernst es den Wortführern der Demokratie mit ihren eigenen Grundsätzen war. Obgleich man feststellen mußte, daß Oesterreich noch nie eine solche Begeisterung erlebt habe, wie beim Einzug Adolf Hiltlers, weigerte man sich, diesen Akt als freie Entschiedenheit eines Volkes anzuerkennen. Die wahre Demokratie scheint eben doch nicht dort zu herrschen, wo der Führer von seinem Volk umpöbel wird, sondern dort, wo man sich gegenseitig durch Nachschüsse liquidiert, wo man Millionen Arbeitslose mit Gummifingerringen im Zaume hält und sich streift, oder wo man Königen abräst, sich in ihrem eigenen Lande zum Kaiser krönen zu lassen, weil es dort zu gefährlich sei. Wir Deutschen aber sind damit zufrieden, statt einer theoretischen Demokratie eine praktische Volksheerrschafft zu haben.

Dr. E. Koselius

Liebe Jugend!

In Grinzling steigt ein Herr auf, nicht mehr ganz sicher auf den Beinen.

Er schaut seinen Nachbarn auf der Plattform an und lächelt. Der andere dreht sich weg. Aber der Angefaulste gibt nicht nach.

„Sie Herr —“ beginnt er seine Rede, „Sie Herr —“

„Was hamje!“ ärgert sich der andere. „Sie Herr“, sagt der Unsichere mitleidig, „Sie Herr, Sie san ein Jud!“

„Und Sie sind besoffen!“ fertigt ihn der andere ab.

„Wahr ist!“ philosophierte der Wiener gutmütig weiter, „aber sehns, das — das vergeht morgen wieder —“

Kärntnerland

VON ERICH KERNMAYR, WIEN

Anders ist Kärnten als die Länder herum. Weidner als die herbe, wuchtige Steiermark, einladender als das wilde, trögnige Tirol und freier, offener als das abgeschlossene, zurückgezogene Salzburg. Und doch schließt seine Karawankenwand wie ein ewiger, eiserner Niegel die weiten Wiesen und die großen Täler gegen die fremden Völker ab und schirmt so auf dieser Seite das große deutsche Volk. Mitten in seinen ewig grünen Wäldern und zwischen steilen Bergwänden liegen verstreut wie helle, blanke Augen des Landes seine Seen. Die Täler mit den schmucken Dörfern, die kleinen, sauberen Städte schaffen jene freie, offene Art, die dem Kärntner und der Kärntnerin eigen ist. Der Herrgott ging nach der Erschaffung der Welt über die Erde und schaute sich sein Werk recht genau und bedächtig an. Er freute sich über die Wärme Italiens und über die Gletscher der Schweiz, über das Meer und über die Ebene, über die Berge und die Täler. Nur gerade, als er vom Welschland heraufkam, blieb er erkaunt stehen. In der Eile der Schöpfung hatte er ein kleines Stück Land übersehen, das nun einsam und verlassen dalag neben der grünen Steiermark und den schneebedeckten Bergen des salzburgischen Landes, und das Stück Land in seiner Kargheit dauerte den Schöpfer, und in seiner übergroßen Liebe tat er ein übriges, um sein Versehen gutzumachen. Er nahm mit vorzüglicher Hand ein Stück ewigen Eises vom Salzburger Berg und türmte es auf die Karawanken und goß es den Gang der Pasterze hinunter. Drum

ten an der Adria schöpften seine gütigen Hände das tiefblaue Meerwasser und trugen es nordwärts. Im Wege tröpfelte die und da ein kleiner Tröpfchen durch seine finger und fiel zur Erde. Und überall dort entstand ein blanker See, aus dem die Niren und die Wasserjungfrauen der Adria hinauf zu den dunklen Wäldern und steilen Bergen stauten. Weil aber Gottvater das Meerwasser getragen hat, verlor es seine salzige Bitterkeit und wurde weich und süß. Das meiste aber an Wasser ließ er in das große Talbergen rollen, und das ist der Wörther See. Und die grüne Steiermark mußte Wälder und Wiesen geben, das Salzburgerland Kette und Girsche. Die Käfen hoppelten von selber aus dem Windischen herauf, weil die Wälder und die Äcker bald fetter und höher wuchsen als drunten im slowenischen Land.

Der Herrgott besah sich zufrieden sein Werk. Nur die Menschen gefielen ihm noch nicht. Es waren doch dieselben Menschen, die vorher auf dem leeren, freudlosen Stück Erde gebaut hatten. Da nahm er schnell die Schmiegsamkeit der italienischen Frauen und den dunklen Schimmer ihrer Augen und gab sie der Kärntnerin zu ihrer Kerbe. Und als es noch immer zu wenig hell war im sonnigen Land, da nahm er flugs einen Jobler aus der Steiermark und ein Stück Sangesfrothobst aus den großen deutschen Ländern im Norden.

Jetzt war Kärnten geworden, wie es lebt, war und ist seit undenklicher Zeit. Ein Stück Erde, das sein Leben und sein Land dem Himmel höher trägt.

Drunten, am Gottesacker von Friesach, da liegen viele Männer und Frauen, die meinen Namen tragen. Kleine Kreuze und weiße Steine schließen Leben ab und Schicksale, Freud und Leid. Drüben, die Berge, die Kärnten vom Steirischen trennen, und die Ebene, die gegen die Seen hinunterfällt, die alte Kirche, die halberfallene Burg und die kleine trögnige Stadt — das war die Heimat meiner Väter.

Längst schon ist mein Großvater ins Steirische hinüber und ich bin ein Steirer geworden. Man wird hart in den Bergen im Gefaße und herb im Kampf um ein hartes Leben. Aber manchmal, so alle paar Jahre einmal, da muß ich nach Kärnten. Da lockt die alte Heimat. Da locken die Seen, die dem Herrgott durch die Hand gefallen sind. Es locken die Berge und die Wiesen, die Sonne und der Schimmer der Menschen im Kärntnerland.



Auf der Donaubrücke

Moritz von Schwind



St. Georg

Anton Grath, Wien

Der Bildner. Anton Grath, Wien

Seit den Glanzzeiten der Antike ist es die würdige Aufgabe der Plastik, die Schönheit des menschlichen Körpers als nachzustrebendes Vorbild hinzustellen. Jener Bildhauer ist uns daher willkommen, der uns die im Volke schlummernden Vorstellungen der Schönheit von Mensch und Tier in Form und Linie durch seinen reinen und deutschen Gestaltungswillen vor Augen führt. Anton Grath kann mit Fug und Recht als Ausläufer einer gesunden Wiener Romantik angesprochen werden. Alles, was er bisher schuf, atmet deutschen Geist, Erleben in deutscher Form. Er ist ein eigener, einsamer und darum starker Mensch,

Werte schaffen, schöpferisch tätig sein, Ideen verwirklichen, das alles ist der Sinn des Daseins.

Die klare Form und Linie seiner Plastiken, die an Goethe gebildete Geistigkeit machen Grath zu einer edlen Erscheinung im gesamtdeutschen Kulturleben. Er hat die Idee von der Uneigenmütigkeit der Kunst und des Künstlers in seinem bisherigen Leben auf die Spitze getrieben.

Mörkes Worte auf eine Antike: „Was aber schön ist, selig scheint es ihm selbst“, glaubt man auf ihn geschrieben, sobald man mit dem Meister ins Gespräch kommt.

Das Leben und Wirken Anton Grath's, der als Knabe im verblühenden Bared den Werken der Großen glühenden Hergens nachging, als Jüngling an der Akademie lernte und sich als Mann langsam von der Tradition löste, spiegelt jenen Kreislauf rätselhaft wieder, der gleich einem Naturgesetz die Schöpfungen der Kunst beherrscht, der wohl in seinen äußeren Erscheinungen erfasst werden kann, in seinen tiefsten Ursachen aber noch nicht ergründet worden ist. Sein Sinnen und Wollen drückt sich in seinen Werken aus, die selbst ein treues Abbild des künstlerischen Sinnes seiner und unserer Zeit geben.

Schluss mit Tilly

VON GUSTAV BODE, WIEN

Hilflos sah Max seinen Freund Stephan an. „Du mußt es ihr sagen. Ich bringe es nicht übers Herz. Ich weiß, daß ich ein Schuft bin, aber ich kann nur einmal meiner Frau sagen, daß ich sie nicht mehr liebe.“

Stephan suchte die Achseln. „Man muß solche Dinge doch nicht aussprechen. Eine Frau merkt das an hundert Kleinigkeiten.“

„Tilly merkt gar nichts. Oder will nichts merken. Ich habe wenig Zeit für sie — sie scheint immer Zeit für mich zu haben. Ich bin schlecht angelegt — sie ist heiter und lustig. Ich komme eine halbe Stunde zu spät zum Rendezvous — sie kommt zehn Minuten nach mir. Es ist ein unhaltbarer Zustand. Schließlich bin ich mit ihr offiziell verlobt.“

„Folglich soll ich ihr sagen, daß du sie nicht mehr liebst?“

Max nickte und sah dabei so traurig und rettungslos unglücklich drein, daß Stephan lachen mußte. „Na schön, ich werde es ihr schonend beibringen. Ich werde ihr sagen, daß du eine Frau wie sie nicht verdienst, daß du ein Idiot bist, ein unmöglicher Mensch. Das ist ja schließlich nur die Wahrheit. Vielleicht kommt sie dann leichter über deinen Verlust hinweg.“

Um fünf hatte Max mit Tilly eine Verabredung im Café. Als Tilly um sechs das Lokal betrat, in einem neuen Pelzjäckchen, eine Samttasche flott über dem rechten Auge, war sie bloß eine Sekunde lang erschaut, an ihrem Eckisch Stephan anzutreffen. Dann reichte sie ihm lächelnd die Hand und bestellte eine Tasse Schokolade mit sehr viel Schlagobers.

„Ich vermute, unser gemeinsamer Freund Max hat einen plötzlichen Auftrag des Generalkonjulsats von Guatemala bekommen“, leitete sie das Gespräch ein. Stephan starrte sie nicht eben geistreich an. „Oder liegt eine seiner zahlreicheren Tanten in den letzten Zügen?“ fragte sie mit dem naiven Augenaufschlag einer klugen Frau. „Macht nichts, ich freue mich, Sie zu sehen, Stephan; ich möchte einen Kat von Ihnen.“

Stephan lächelte nervös. Jetzt würde also Tilly fragen, was sie gegen die abnehmende Leidenschaft ihres Freundes Max tun könne, und er würde ihr zart über die Hand streichen und ihr raten, Max fallen zu lassen. Keine leichte Sache, denn Max war, was immer auch gegen ihn sprach, ein reicher Mann und, wenn auch für einen Durchschnittsbräutigam leicht ein anderer einpringt, für so viel Geld war schwer Ertrag zu finden.

Tilly hatte mit bewundernswertem Appetit ihre Schokolade getrunken, was Stephan dahin deutete, daß ihr Seelenzustand nicht völlig zerrüttert sei. Dann verlangte sie eine Zigarette, lehnte sich weit zurück und sagte verträumt: „Mar soll der Teufel holen.“

Stephan glaubte, nicht recht gehört zu haben. Er beugte sich über den Tisch und sah interessiert in Tillys Augen. „Bitte, warum soll Mar der Teufel holen?“

Tilly dachte eine Sekunde nach, dann fragte sie etwas ganz anderes: „Muß man eigentlich jemanden heiraten, den man nicht liebt?“

Stephan schüttelte energisch den Kopf.

„Auf keinen Fall, Tilly. Das wäre ein Verbrechen.“

Tilly nickte dezidiert, warf ihre Zigarette weg und stand auf. „Danke für Ihren Rat. Das wollte ich nur hören. Bitte, sagen Sie Mar, daß ich ihn nicht mehr liebe und also nicht daran denke, seine Frau zu werden.“

Stephan war empört. Er hielt Tilly zurück. „Was noch?“ fragte sie, sehr von oben herab.

„Liebe Tilly, Sie müssen mir doch irgendetwas Grund angeben. Ich kann doch nicht einfach zu Mar gehen und ihm schlicht sagen: Tilly hat genug.“

Daß er eben im Begriff gewesen war, ungefähr das Gleiche Tilly zu sagen, hatte er ganz vergessen. Er war ehrlich entsetzt, so enttäuscht wie nur ein Mann sein kann, dessen schlechtes Gewissen durch eine himmlische Jüngung plötzlich rein gewaschen ist.

Tilly machte unschuldige Kinderaugen.

W. R. Pfeiffer



„Weißt, Hedi, mir geht doch nix über die Panzertruppen. Wer da mitfahren darf, kann sich auf ein ungestörtes Beisammensein verlassen.“

„Ach Stephan, das ist doch so leicht zu erklären. Ich habe mich verliebt.“

„Sehr leicht“, knurrte Stephan. „Aber wissen Sie auch, ob dieser neue Mann Ihnen all das bieten kann, was Max Ihnen geboten hätte?“

Tilly lächelte. „Ich weiß nur, daß ich eines Abends, ich war ganz allein zu Hause, die sensationelle Entdeckung machte, daß mir Max ganz gleichgültig ist und ich jemand andern liebe.“

Stephan wurde rot. „Bitte, ich kann Ihnen nichts dreinreden. Wofür finde ich Ihr Benehmen Max gegenüber empörend.“

Tilly legte ihre Hand auf die Stephens. Sie sah in diesem Augenblick aus wie ein kleines Mädchen. „Stephan, lassen Sie doch die verdammte gekränkte Eitelkeit aus dem Spiel. Ich verlasse doch nicht Sie, sondern Max, und Max macht sich gar nicht so viel aus mir, wie Sie mir erzählen.“

Stephan sah in zwei fluge braune Augen, Stephan merkte, daß er im Interesse seines Freundes jetzt aufstehen mußte und sagen: „Ich werde die Angelegenheit in Ordnung bringen.“ Aber er stand nicht auf, sondern hatte plötzlich schreckliche Angst, daß diese kleine, nette Tilly eine furchtbare Dummheit begehen würde. Er mußte sie warnen. „Tilly, will dieser Mann Sie eigentlich heiraten?“

Tilly schüttelte den Kopf. „Nein, fällt ihm gar nicht ein.“

„Na also. Er hatte es ja gewünscht. Aber Tilly, sind Sie sich nicht zu gut für ein flüchtiges Abenteuer?“

Tilly puderte ihre feine, zarte Nase. „Kein Mann will heiraten. Aber ich liebe ihn eben. Was soll ich da tun?“

„Ist er ein anfänglicher Mensch?“

Stephan fragte wie ein Großinquisitor. Tilly lachte, während sie nun ihr Kinn mit der silb. Quaste bearbeitete. „Weiß nicht.“

„Also ist er kein anfänglicher Mensch?“

„Er ist entzückend.“

„Hat er Geld?“

„Keinen Knopf.“ Tilly malte ihre Lippen.

Stephan wurde ernst. „Liebes, kleines Mädchen, Sie sind im Begriff, die größte Dummheit Ihres Lebens zu begehen. Sie lieben einen Mann, der, wie Sie sagen, entzückend ist, aber sonst: kein Geld hat, charakterlos ist, Sie nicht heiraten will. Und deshalb lassen Sie einen Mann wie Max im Stich! Das ist Verstand! Genau so gut könnten Sie mich heiraten wollen.“

Jetzt legte Tilly ihre Puderboxe aus der Hand und sagte ganz nebenbei, nur etwas leiser: „Ja, das will ich doch eben. Ich rede schon die längste Zeit davon.“

Und dann hörte Stephan eine sehr schüchternere Stimme fragen: „Sag mal, muß man allen entzückenden Männern ohne Geld und Charakter, die einen gar nicht heiraten wollen, eine Liebeserklärung machen?“



E. M. Wagner, Wien

Chauffeur Speedy Burton

Von Josef Robert Garret, Wien

Wenn man Speedy Burton eine ganz besondere Freude machen will, muß man ihn fragen: „Se, ich höre, daß Sie eine eigentümliche Geschichte erlebt haben. Wollen Sie sie mir nicht erzählen?“ Speedys Augen leuchten, er beginnt:

„Wenn einmal in fernen Zeiten das Lexikon jener strebsamen Männer erschienen wird, die ihr Ziel nie erreichen konnten, wird bei dem Namen Speedy Burton' die Notiz stehen: Er wollte immer unehelich sein und brachte es nie zustande.“

Hören Sie die Geschichte, die mir endgültig die Absicht nahm, als unehelicher Mensch berühmt zu werden. Es ist eine Lesebuchgeschichte für Söhne braver Farmer. Bei einer Wohltätigkeitsombola des 27. Frauenvereines von Detroit hatte ich eine schmucke Chauffeursuniform gewonnen, nebenbei erwähnt, mit einer gefälschten Tombolafarte. Meine Freunde, die es in der Unehelichkeit schon sehr weit

gebracht hatten, riefen mir zu: „Hallo, Speedy, wo ist nun das Auto?“

Ich lachte, ich zeigte keinen Ärger über diesen Spott; denn ich wußte, daß mir das Schicksal selbst einen Fingerzeig gegeben hatte. Wenn mir der Zufall eine wirklich nette Chauffeursuniform gebracht hatte, mußte er mir auch das dazugehörige nette Auto verschaffen. In einer stillen Gasse fand ich es; es stand herrenlos und schien mir zuzusüstern: „Steig ein!“ Ich besorgte die Aufforderung, ich stieg ein, ich gab Gas, ich fuhr davon. Ich hatte die ersten Meilen auf dem Wege der Unehelichkeit, die ich endlich durchzuführen hoffte, zurückgelegt, als mir einfiel, daß ich vor gar nicht langer Zeit einen Schläger gehört hatte, in dem davon gesungen wurde, daß zum Auto auch eine schöne Frau gehöre. Ich hielt Ausschau und das Auto an: bald hatte mein Auge ein Mädchen entdeckt, das ein wenig traurig auf einer Bank saß. Ich rief: „Se, kleine Dame, wollen Sie nicht spazierensfahren?“

Das Mädchen lächelte, es erhob sich und ging auf den Wagen zu.

„Bitte, nehmen Sie nur Platz! Ich heiße Speedy.“

Sie überlegte ein wenig, sie streich sich die Locken aus der Stirne und lächelte wieder. Sie hieß Velma, sie saß eine Minute später neben mir. Sie sagte: „Ich kann wohl zu Ihnen Vertrauen haben; denn Sie sind so nett angezogen ... Wird aber Ihr Chef nicht böse sein, wenn Sie ein armes Mädchen in seinem Auto herumführen?“

„Ich drückte die Augen zu und lachte laut.“

„Mein Chef? O Velma, mein Chef hat überhaupt nichts zu sagen. Er ist ein Lamm; ein Schaf ist er! Ich, Speedy, verführe über das Auto. Er muß mich fragen, ob ich ihn einsteigen lasse!“

Velma schüttelte den Kopf, sie bekam Hochachtung vor mir. Sie zeigte mir entzückende Beine und rührende Zeugnisse, die sie als Kinder mädchen, als Bürofürsorge, als und Verkaufsfrau erhalten hatte.

„Und jetzt bin ich arbeitslos; ich suche eine Stelle!“

„Ich werde Ihnen suchen helfen“, sagte ich. „Vorerst aber —“

Da blieb plötzlich das Auto mit einem Ruck stehen; ich kannte den Wagen noch nicht zur Geringe, obwohl ich schon so manches Auto unter meinen Händen gehabt hatte.

„Verzeihen Sie, Velma, ich werde die Sache bald haben!“

„In einer Viertelstunde war die Panne behoben; wir fuhren weiter und waren bald im freien angekommen.“

„Wir sind beide hungrig, können Sie?“

„In einer kleinen Gastwirtschaft saßen wir wie ein junges Liebespaar; wir aßen, wir tranken Bier, wir rauchten und plauderten.“

„Ich könnte einen Blick in die Zeitung tun“, sagte Velma.

Während sie die Zeitung durchsah, machte ich mir wieder mit dem Auto zu schaffen. Der Motor hatte die letzten zwei Meilen verächtlich gebrummt. Ich sah, wie mich Velma argwöhnisch beobachtete. Ahnte sie gar, daß ich das Auto gekohlen hatte? Ich behob den Fehler.

„Velma“, sagte ich dann, „so oft mein Chef selbst chauffiert, ist das Auto tagelang wie ausgewechselt.“

Velma lächelte erleichtert. Plötzlich rief sie:

„Da sucht jemand eine Sekretärin. Vorstellen um drei Uhr!“

„Ich sah mir die Anzeige an. Ich werde Sie hinführen. Wir haben aber noch zwei Stunden Zeit!“

Es waren nette Stunden; wir scherzten; Velma hatte wunderbare Zähne und eine begeisterte Gestalt. Sie gefiel mir tatsächlich; fast tat es mir leid, daß ich sie auf dem Wege der Unehrllichkeit kennengelernt hatte. Mitten in den lustigen Reden wurde Velma wieder ernst, sie machte ein trauriges Gesicht. Nein, für

Sentimentalität war ich nicht zu haben; ich machte also den Vorschlag, noch eine kleine Fahrt an den See zu unternehmen. Wir unterhielten uns wunderbar; leider verlosch die Zeit, als wäre sie in einem Rennauto geflossen.

Man soll doch hier und da ein Auto stehen und ein nettes Mädchen zu einer Spazierfahrt einladen. Es waren einige entzückende Viertelstunden. Velma spazte, Sonne und Strand machten sie glücklich und am Ende bekam ich gar einen Kuss.

„Ich brachte Velma in die Stadt zurück. Drei Minuten vor drei Uhr hielt ich vor dem Hause, in dem sich Velma vorstellen sollte. Ich wünschte ihr Glück.“

„Ich werde auf Sie warten, liebe Velma!“

Sie nickte und verschwand in dem Hause. Plötzlich bekam ich Angst. Was ich tat, war blühender Unsinn. Ich sollte doch sofort zu unserem Freund Jonny XIV. fahren, der es verstand, ein Auto in einer Stunde so zu verwandeln, daß nicht einmal ein Helffer seinen Wagen wieder erkannt hätte. Aber die Liebe, sie nimmt dem Menschen noch mehr die Zurechnungsfähigkeit als der Alkohol. Plötzlich ging oben ein Fenster auf; Velma erschien und rief freudig: „Speedy, Speedy!“ Ich blickte hinauf; sie winkte mir. Ich trat also in das Haus, ich ging die Treppe hinauf; schon kam mir Velma entgegen. Sie führte mich in ein Zimmer. Ein freundlicher Herr wandte sich an mich:

„Freuliche Velma sagte mir, daß Sie ein tüchtiger und hilfsbereiter Chauffeur seien, daß Sie aber bei einem Schaf von Chef Dienst machen. Wollen Sie nicht bei mir als Chauffeur eintreten? Mein früherer Chauffeur ist mir heute früh durchgebrannt und hat sogar mein Auto mitgenommen!“

„Unerbört!“ sagte ich. „Wie kann man nur ein Auto stehlen! Ich werde gerne bei Ihnen eintreten! Ich bringe meinen,

das heißt, den Wagen meines Chefs sofort zurück und fündig!“

„In diesem Augenblick stürzte ein Diener in das Zimmer und rief:

„Der Wagen hat sich wieder gefunden! Er steht vor dem Hause!“

„Nun hing alles an einem Haar. Aber der freundliche Herr lächelte.“

„Ich dachte es mir, daß er ihn heimlich zurückbringen wird! Aber ich werde dieses Auto nicht mehr benötigen; schon mein Aberglaube verbietet es mir, in einem Auto zu fahren, das mir bereits gestohlen worden ist. Lieber Speedy Burton, wenn Sie sich brav aufführen, werde ich Ihnen den Wagen schenken. Sie brauchen doch ein schönes Geschenk von mir, wenn Sie Velma heiraten!“

... Ja, ich mußte heiraten, um das Auto ehrlich zu bekommen, das ich gestohlen hatte. So wurde meine Unehrllichkeit bestraft.

Velma machte glückliche Augen. Der Herr zog sich lächelnd zurück. Er war nun unser Chef; ach, er war ein Schaf. Ich sagte zu Velma:

„Velma, man muß nur ehrlich sein, dann wird man so glücklich wie die Gestalten auf den alten Bildern, die hier hängen. Warte auf mich, ich bringe meinem früheren Chef das Auto zurück; dann komme ich wieder.“

„Ich eilte aus dem Hause, eben als das Auto in die Garage gehoben wurde. Ich lief fort und trieb mich eine Stunde lang herum. Dann kehrte ich zurück und sagte:

„Der Chef hat sich gefreut, als ich kündigte.“

Velma war so verliebt, daß sie gar nicht bemerkte, daß das Auto, das in der Garage stand, dasselbe war, in dem —

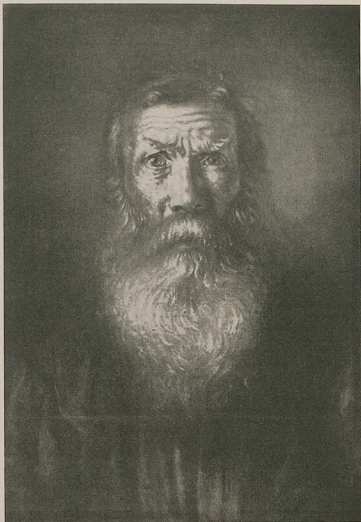
„Ja, man sagt mir Recht, daß die Liebe blind macht!“

... Das ist die Liebesgeschichte von Speedy Burton, der es nicht zustande brachte, unehrlich zu sein.



Aus Triest

G. Pevetz, Wien



Tiroler Bauer

Alfons Graber, Wien

KAMERADEN

Alles treu mitsammen tragen,
Alle Freuden, alle Plagen,
Mutig stets sein Meinen sagen,
Nie nach Dank und Löhnen fragen.

Immer fest zusammenstehen,
Jeden Weg verbunden gehen
Und in ehrlichem Verstehen
Überall das Beste sehen.

Selbstgetreu auf allen Pfaden,
Allzeit häufig sich beladen
Mit dem Nutzen, mit dem Schanden —
Wie zwei rechte Kameraden.

Hans Herms

Drei österreichische Komiker

Alexander Girardi, von Beruf Schloffer, der größte Volksschauspieler, den Österreich je gehabt hat, ein Komiker von Gottes Gnaden, war im Privatleben das, was man in Wien einen „Kauzler“ nennt, und meist von einem „Orant“ besetzt, der ihn oft ungemein bisfig sein ließ. Dies besonders dann, wenn er in seiner Ruhe gekört wurde.

Eines Tages saß er in einem Gartenlokal in Grinzing. Damit sich niemand an seinen Tisch setze, lehnte er alle leeren Stühle gegen den Tisch, was in Wien soviel wie „Besetzt“ bedeutet.

Nun war es aber ein strahlend schöner Tag und der Andrang an Gästen groß. Weshalb es nicht lange dauerte und ein Herr einen der angelehnten Stühle einfach umdrehte und sich, ohne viel zu fragen, niederließ. Dann rief er den Kellner: „Bbbb—i—tt—e ein All—a—a Bbb—ier!“

Girardi, schwer verärgert über die Störung, brüllte dem Kellner nach: „Mmm—ir aaa—uch!“

Der Fremde fuhr wütend auf und verbat sich die Verpötlung. Er kenne Girardi ganz genau und wisse, daß er auf der Bühne nicht stottere. Darauf Girardi in aller Ruhe: „Ja, auf der Bühne! Das is was anderes — da simuliere ich!“

★

Dr. Rudolf Tyrolt, ebenfalls einer der ganz Großen, war so wie Girardi ein Sohn der grünen Steiermark. Auch er hatte auf der Schmiere begonnen. Als er sich in Olmütz als besondere Zugkraft erwies, belohnte ihn sein Direktor Krenil mit einer Anerkennung, die er ihm sogar schriftlich gab:

1. Herr Dr. Tyrolt hat bei mir von nun an jeden Sonntag freien Mittagstisch.

2. Die Wäsche des Dr. Tyrolt wird ab heute an jedem Washtag von der Frau Direktor kostenlos mitgewaschen.

★

Richard Waldemar, der den Wienern in ungeschälten Operetten Lachtränen entlockte, hatte einst ein Erlebnis, das er, obwohl es schon etliche Jahre zurückliegt, sicherlich noch nicht vergessen hat.

Es war zu jener Zeit, da Österreich bis weit in die Adria hinunterreichte. Waldemar, damals noch ein schlanker Jüngling, fuhr — Zweiter Schnellzug — ins Engageement nach Triest. Ihm gegenüber saß ein vornehm gekleideter Herr in mittleren Jahren, mit dem der fröhliche Waldemar alsobald ein Gespräch anknüpfte. Als er

ihm erzählte, daß er ins Engagement fahre, sagte der Herr nachdenklich: „Sofo, ins Engagement? Ich fahre auch ins Engagement — nach Kagaja.“

Darauf Waldemar interessiert: „Ah ein Kollege!“

Der Fremde warf ihm einen raschen Blick zu, dann meinte er: „Kollege Wein, mein Wig ist etwas schneidiger!“

Trotzdem nun Waldemar ein sehr gutmütiger Mensch ist und wenig eifersüchtig, sagte er doch merklich abgefaßt: „Ah, Sie sind auch Komiker!“

„Nein“, lächelte der Fremde, „mein Name ist Lang, ich bin der Scharfrichter von Wien!“

Die prüde Sirene

Das junge Paar ist auf der Hochzeitsreise. Nach altbewährter Hochzeitsreisenweise beschauen sie Gemälde und Antiken, wenn sie sich nicht just an sich selbst erquickten.

„Sie her!“ rief da die Frau, „wie peinlich!“

Du hast in der Fabrik auch höchstwahrscheinlich

so eines dieser schamlos nackten Wejen. Sirene steht im Katalog. Ich hab's gelesen.“ — — —

Der Gatte hört mit Sanftmut solche Käuge:

— — „Ich kann's nicht leugnen, da ich niemals lüge.

Sind wir daheim, zeig ich dir die Sirene. Du brauchst nicht eifersüchtig sein auf jene.

Mit der ist's nichts. Du wirst es rasch begreifen,

hörst du sie einmal quitschen nur und pfeifen.“

Josef J. Ofner

Es könnte ärger sein!

Kleinigkeiten zwischen Berlin und Wien, nacherzählt von E. K.

Cohn aus der Leopoldstadt kam nach Berlin zu seinem Geschäftsfreund Diamant.

„Diamant“, fragt er flüsternd, „mer lesen oft fürchterliche Sachen von Terror und Not, die ihr hier mirmachen müßt. Wie steht das eigentlich?“

Diamant zuckt die Achseln.

„Mein Gott, es ist gar nicht so schlimm. Es könnte ärger sein!“

Cohn schüttelt den Kopf, das Gespräch wird gemacht und schließlich läßt er sich von Diamant Berlin zeigen. Unter anderem kommen sie bei einem Bad vorbei. Dort steht eine Tafel: „Zuben baden nur am Donnerstag von 2—7 Uhr.“

„Diamant“, zetert da der Cohn, „was hast du mir für Märchen erzählt! Da schau her! Ist das kein Terror?“

Diamant zuckt die Achseln. „Was schreißt du?“ fragt er gelassen. „Könnte doch ärger sein, es könnte dort stehen ‚müssen‘!“

Der Schwiegerner Schwiegerjohn

„Und nun, Frau Biß, besuchten Sie denn schon recht oft die Tochter und den Schwiegerjohn?“

Und hat der Letztere das Wiedersehen stets mehr begrüßt als dann das Wiedergehn?“ — —

„Ach nein, die lieben Kinder wohnen doch im vierten Stock, das ist mir viel zu hoch.“ — —

„Das wohl, Frau Biß, jedoch, was das betrifft,

so ist in jenem Hause ja ein Lift.“ — —

Da rang die Schwiegermutter jäh nach Luft.

„Das hat er mir verschwiegen, dieser Schuft.“

Lebenskunst

Besunder Humor und Kinderkraft Sind wahrlich der beste Lebenssaft.

Ich

Ich müßte, um mich selber aufzugeben, Aus mir heraus, auf anderen Sternen leben.

Abschied

Wenn du einst fortgehst, tu es mit freundlichem Blick,

Dann läßt du die liebste Erinnerung zurück.

Friedel



Schuberts Geburtshaus

Dietrich Heinrich Volz

Obmunde geöffnet?

Dann:

KAFFEE HAG

Qualitätsdencke

Graph. Kunstanstalt W. Schütz

München, Herrnsr. 8-10, Tel. 20763

Liebe Jugend!

Bei Tante Amalie ist Kaffeekränzchen. Über die einzelnen Familien gab es beim besten Willen nichts mehr zu erzählen. Deshalb mußten die Nachbarn dran glauben. Nun erzählt Tante Amalie: „Seer Diedrich Seefant ist 67 Jahre und will wieder heiraten, und war ein 24jähriges hübsches Mädel.“ Tante Bertha sagt:

„Obm kann es ja ganz gleich sein und sie — sie muß es ja wissen.“

Onkel Fritz geht mit seinem Kleinen Vieffen über Land. Sie kommen an einer Weide vorbei, und der Kleine sagt: „Onkel Fritz, das ist doch so, die Kuh, das ist doch die Mutter und die Käbber, das

sind doch die Kinder. Und nicht, Onkel Fritz, der Hornochse, das ist der Onkel.“

Das gute Stück

Ein Schotte wird von Bekannten zum Essen eingeladen. Er dankt; denn seit er eine Goldkrone im Munde hat, ist er nur dreieige Kost, damit die Krone sich nicht so schnell abnutzt!

Grete Wilf.



Aus den Leistungen des WGW.



Mit den vom WGW ausgegebenen Theater- und Einokarten könnten wir alle täglich spielenden Lichtspieltheater des deutschen Volkes 9 mal voll besetzen

Vorzüglich
und preiswert
speisen Sie

in GEISEL'S neuen

EXCELSIOR GASTSTÄTTEN

Auswahlreiche Menus zu RM 1.50 / Löwenbräu-Biere vom Faß



Der Führer

Jugend-Kunstblatt, in der Größe, wie auf der dritten Seite dieses Festes abgebildet. Markanter Schmuck jeden Raumes, für Heime und Kafetern
Preis je Blatt 50 Pfennig zuzüglich Porto
Wiederverkäufer fordern Sonder-Angebot!

VERLAG DER „JUGEND“ MÜNCHEN 26

HEINLOTH & Co KDT-
GES.
MÜNCHEN 2 NW • ARNULFSTR. 26.
FERNSPR. 52547 **KLISCHEE**

Die Wellen

Kitty fuhr auf dem Meer.
Das Meer war türmisch.
Zausböh gingen die Wellen.
Tagelang feine Aussicht auf
Defferung.
Kitty stand zitternd neben
dem Kapitän.
„O Kapitän“, stotterte sie,
„sind das Dauervellen?“

Aus unserem

Skizzenbuch

München erlebt die
Befreiung Österreichs

Als in München die Nachricht von Schuschnigs Verrat am deutschen Frieden und von dem drohenden Bürgerkrieg in Österreich bekannt wurde, als die wehrfähigen Männer Münchens zu den Waffen gerufen wurden und die Lage ernst genug aussah, da debte manches Frauenberg in der Vorahnung einer schicksalsschweren Zukunft. Da kam die Nachricht, daß Schuschnigg zurückgetreten sei, daß er sich in seiner Verblendung einen Abgang verschafft habe, der ihm für alle Zeiten neben den Separatisten vom Rhein und von der Saar die Verachtung der Geschichte sichern wird. Und schon zogen, von der neuen nationalsozialistischen Regierung Österreichs gerufen, die deutschen Truppen ins Land, um es vor blutigem Terror zu bewahren und den eben erlangten Sieg der Bewegung zu schützen. Mit leuchtenden Augen verfolgte jeder deutsche Volksgenosse das blitzschnelle Handeln des Führers, das Wunder der deutschen Einigung. So schnell und reibungslos ging alles, daß jeder erkennen mußte, wie lange das deutsche Volk in Österreich auf diesen Augenblick gewartet hatte. Keiner schämte sich, wenn ihm vor Rührung und Begeisterung die Tränen in die Augen traten. Und die nicht mitdurften nach Österreich, den Einzug Adolf Hitlers zu erleben, saßen in München dabei und in den Gaststätten am Lautsprecher und erwarteten mit Spannung die weiteren Nachrichten vom historischen Geschehen des Augenblickes.



Macon



In einer Münchener Gaststätte saßen Volksgenossen, die sich vor Minuten noch unbekannt gewesen waren, wie eine große Familie vereint. An einem der Tische befand sich eine Ausländerin unter den vielen, die den Worten des unsichtbaren Sprechers lauschten. Ergriffen gab sie ihren deutschen Nachbarn die Hand, sah sie mit leuchtenden Augen an und sagte: Sie dürfen stolz sein!

An lustigen Erlebnissen fehlte es in diesen Tagen in München nicht. Zum Einzug der ersten Kompagnie österreichischer Soldaten in München hatten Wehrmacht und Gliederungen der Partei Ehrenkompagnien und Stürme abgeordnet, die die Krieger des ehemaligen Bundesstaates in Empfang nahmen und mit ihnen unter dem Blumenregen der jubelnden Bevölkerung durch die Stadt marschierten. Und wie die Jungen sachverständig Automarken und Geschützfelder beurteilten, so erklärten die kleinen Möbel einander die Uniformen. Als das SS-Bataillon vorbeimarschierte, hörten wir am Nebstisch ein winziges Mädchenchen zu einem anderen sagen: „Du, da kommt NS-Bataillon!“

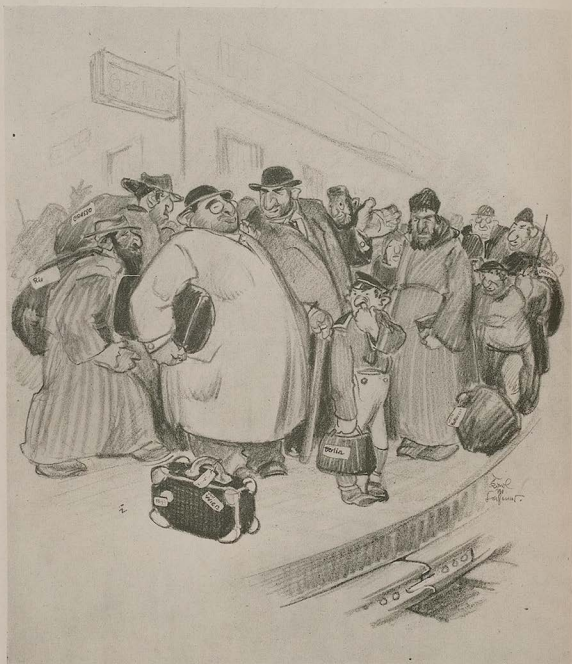
Am Abend des 12. März fand am Königlichen Platz eine feierliche, bei der unter beifolgendem Jubel der Gauleiter Wagner über die Bedeutung des Augenblickes sprach. An den erleuchteten Ehrenstempeln lobten von den Pylonen die flammenden Fahnen, trotz der späten Stunde brachen, als der Beifall verknüpft war, die Formationen zu einem Säfeldzug auf. Doch war das Volk auf den Straßen, und als der Zug am Gauleiter vorbeizog, da mußte jeder seinem Herzen Luft machen. Man sah an den Mäuten Adolf Wagners und der Menschenmengen, die vorüberzogen, daß ihr Herz überströmte. Der Dank aller, der dem Führer galt, wurde auch seinem treuen Mitstreiter dargebracht und mehr als je entdeckten die Münchener, daß sie dem nationalsozialistischen Deutschland nicht nur angehören, sondern ihm und seinen Vertretern mit innerstem, warmem Herzen verbunden sind. Wieviel häßlicher dieses Gefühl ist gegenüber den Sensationen, mit denen anonyme Mächte die öffentliche Meinung anderer Länder beherrschen, das erleben wir in dieser Stunde.

Auch am nächsten Tage war alles auf den Beinen, und nur langsam konnte man durch die freudige Menge auf den Straßen vordringen. Auch die Kaffeekäuf und Bierhändler waren voller freudig erregter Menschen. Im Café Wien spielte zwischen den Kundensanfängen die Kapelle deutsche Märsche und Wiener Walzer. Der Kapellmeister stellte dem Publikum seine einzelnen Musiker vor. Einer von ihnen aber lachte über das ganze Gesicht. Das ist ein Österreicher, erklärte der Dirigent. Wissen Sie, warum er so lacht? Er freut sich, daß er ab heute kein Ausländer mehr ist!

Die Jugend

„Proletarier aller Länder vereinigt euch“

K. Lechner



*Jetzt ham mer so lange geschrien, daß sich vereinigen sollen die Proletarier,
bis mer uns haben selber wieder alle vereinigt.*